

Kindheits- und Jugenderinnerungen

Die «Dicke Berta»

Die «Dicke Berta» war neben dem «Langen Hans» ein Mörsergeschoss aus dem Ersten Weltkrieg, welches eine Reichweite von 10 bis 14 km besass und von Krupp hergestellt wurde. Eine einzelne Kugel dieser Riesenkanone soll ein Gewicht zwischen 400 und 1'160 kg gehabt haben.

Am 18. Oktober 2021 hörte ich auf der Fahrt durch den San Bernardino-Tunnel eine SRF1-Sendung aus Anlass der anlaufenden Herbstmessen in der Schweiz. Die Basler Herbstmesse feiert gar ihren 550. Geburtstag. Sie war in meiner Jugend ein ganz besonderes Ereignis. Ich entsinne mich noch der grausigen Geisterbahn, auch der Achterbahn, wo es mir in der Magengegend mulmig wurde. Es gab damals längliche Zuckerstengel, «Mäsmögge» genannt, extrem süsses Zeug, das ich damals wie die Zuckerwatte nicht mochte. Ich meinte ich hätte damals einen bis zwei Franken dabei gehabt. Und in diesem Zusammenhang kam mir bei der Radiosendung die «dicke Berta» in den Sinn. Sie wurde an der Basler Herbstmesse meines Wissens mehrmals ausgestellt. Am gleichen Tag meiner Rückfahrt nach Liechtenstein lese ich in der «Liewo» (Liechtensteiner Woche) vom 17. Oktober, dass die «Dicke Berta» vor 50 Jahren verstorben sei.



Die dicke Berta wagt sich am Bahnhof Schwarzenbach auf die Waage.
Illustration: Ernst Bänziger

Die hier angesprochene «Dicke Berta» war eine ausserordentliche Frau. In den 1940er- und 1950er-Jahren wurde sie auf Jahrmärkten und Messen schamlos wie ein seltenes Tier zur Schau gestellt. Die am 24. Oktober 1910 als Paula Sonderegger in Oberegg Geborene soll eine Appenzeller Frohnatur gewesen sein. Sie wurde in ihrer Pubertät immer schwerer und erreichte ein Gewicht von 234 Kilogramm, obwohl sie nur wenig mehr als 150 cm gross war. Sie akzeptierte das Angebot eines St. Galler Marktfahrers, aus ihrer misslichen Lage das Beste zu machen und sich zur Schau zu stellen. Sie wurde als die schwerste Frau der Schweiz vorgeführt.

Ich entsinne mich, sie in den 1950er-Jahren in ihrem fahrbaren Stübchen an der Basler Herbstmesse in Kleinbasel in einer Tracht angezogen gesehen zu haben. Es herrschte Gedränge unter den zahlreichen Gaffern. Der Eintrittspreis in den Wagen soll 50 Rappen gekostet haben. Es sass dort im Holzwagen eine Frau auf einem gepolsterten Stuhl, die keinesfalls scheu war und Besucher aufforderte ihr die Hand zu geben. Paula Sonderegger übernahm den Namen der «Dicken Berta», der Riesenkanone, als Künstlernamen.

Die «Dicke Berta» war später in Zürich verheiratet. Es traten gesundheitliche Störungen ein, die sie zur Aufgabe der Marktfahrerei zwangen. Auf 125 kg «abgemagert» ist sie auf dem Friedhof Sihlfeld am 17. September 1972 zur Ruhe getragen worden. Diese Erinnerung geht zurück in eine Zeit, wo «Völkerschauen», beispielsweise mit Pygmäenfamilien in Zoos – mit Frauen oben ohne – eine Attraktion darstellten. Die «Dicke Berta» war vielleicht eine der letzten dieser zur Schau gestellten

«Attraktionen». Solche vielbegaffte Attraktionen sind heute unvorstellbar. Ich habe dies mit der «Dicken Berta» in den 1950er-Jahren noch selbst erlebt.

Quellen

Eggenberger, P. (2020): Gewichtiger Besuch: Wie die dickste und schwerste Frau der Schweiz für Aufsehen in Schwarzenbach sorgte, Tagblatt vom 21.7.2020

Eggenberger, P. (2021): Vielbegaffte Attraktion: Vor 50 Jahren verstarb die dicke Berta. Liewo, 17.Oktober 2021

Als die Milch noch mit dem Pferd nach Hause geliefert wurde

Ich bin in Basel in meinen frühen Kindheitsjahren im Quartier Gundeldingen aufgewachsen. Das «Gundeli» liegt im Süden der Stadt Basel, abgetrennt von der Altstadt jenseits des Hauptbahnhofes. Es zeichnet sich durch eine schachbrettartige Häuseranordnung mit parallelen Strassen aus. Das erinnert an amerikanische Verhältnisse. Wir wohnten in der Frobenstrasse, benannt nach dem frühen Buchdrucker und Verleger Johann Froben, im südlichen Teil des Quartiers. Die Wohnhäuser stammen dort in gut bürgerlicher Bauweise aus der Gründerzeit der beginnenden Industrialisierung. Die nächste nördliche Parallelstrasse ist die Gempenstrasse, benannt nach einem Juraberg. Dort hatten zwei sich konkurrierende Molkereien ihr Domizil. Es tönt etwas komisch, Pferde mit der Milch in Verbindung zu bringen, aber hier war dies gegeben. Die tägliche Ration Milch wurde mit einem Milchwagen mit angespanntem Pferd ausgeführt. Die eckig geformten Milchwagen schwärmten von hier in die Quartiere der Stadt aus. Ich meine, die Wagen seien cremefarbig gestrichen gewesen. In Erinnerung geblieben sind mir zweierlei Geräusche, zum einen das Traben der Pferde beim frühen Ausfahren der Kolonnen – der im Quartier zuständige Milchhändler kam jeweils am Morgen früh. Zum zweiten ist mir noch das «Geschepper» mit den Milchkannen und den übergestülpten Deckeln präsent. Die Bestellungen für Käse, Butter und Milch wurden jeweils als Hauslieferungen im Milchfach des Briefkastens deponiert. Milch gab es damals im Offenausschank, die aus diesen Kannen entnommen wurde.

Und nun zum verbliebenen stärksten Eindruck. Die «Rösser» beider Molkereibetriebe wussten genau, wo es auf ihrer Tour anzuhalten galt. Wie auf einem heutigen Computer-Chip hatten sie sich die Route mit ihren individuellen Haltestellen je nach Kompagnie eingeprägt. Eigenmächtig zogen sie ihre täglichen Runden und stoppten jeweils am «richtigen» Ort. Dieser Ablauf konnte durch einen Umstand beeinträchtigt werden. Es gab Pferdefreundinnen, die auf sie warteten und ihnen Leckerbissen, vielleicht altes Brot, reichten. Diese Standorte kannten die Pferde und waren darum vorgängig kaum mehr zurückzuhalten. Der Milchmann hatte dann seine liebe Mühe beim Erledigen seiner Bestellungen. Wir hörten dann sein lautes «He, he». Der Zeitpunkt des Einstellens dieser Dienstleistung ist mir nicht bekannt. Die Banga- und die ACV-Konsum-Milchwagen dürften in den 1960er-Jahren aufgegeben worden sein. In diesen Jugendjahren hatte auch die damalige Actien-Brauerei im gleichen Quartier im heutigen «Gundelipark» Pferde als Vierspanner vor ihren schweren Bierwagen gespannt. Die kräftigen Kaltblutpferde waren an den Unterfüssen massiv behaart und machten einen vitalen Eindruck. Tempi passati!

Mein fast täglicher Gang durch den «Zolli»

Die Frobenstrasse lag im westlichen Teil des Gundeldingen-Quartiers. Noch weiter westlich liegt im Tal des Flüsschens Birsig der 1874 gegründete Basler Zoologische Garten. Er liegt dort eingeschlossen

in den Wohnzonen auf 11 Hektar Fläche. Ihm wurde im Jahre 1951 im «Sautergarten», benannt nach einem Basler Goldschmid und Gönner, ein zweiter Eingang beim Dorenbachviadukt zugeordnet, sodass man den Zoologischen Garten mit Ein- und Ausgang durchqueren konnte. Diese Durchquerung vom Haupteingang von der Seite der «Heuwaage» bis zum Dorenbachviadukt war mein häufiger Schulweg. Ich besuchte das Schulhaus Dewette des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums jenseits des Bahnhofs und pendelte von dort mit Umweg zurück zum Gundeldingerquartier. Das jährliche Kinderabonnement kostete damals CHF 5.--. Ich erinnere mich, dass in diesem erwähnten Sautergarten die Nashörner angesiedelt wurden. Im Jahre 1956 galt es als Sensation, als hier «Rudra», ein Panzernashorn, geboren wurde. Auch die im Basler Zoo geborene Gorilladame «Goma» war damals eine besondere Attraktion. Es war zu jener Zeit mein Wunsch, Zoodirektor zu werden. Dafür hätte ich aber eher Veterinärwissenschaften studieren sollen, was dann nicht der Fall war. Dafür besuchte ich sehr viele Zoologische Gärten in der ganzen Welt. Meine Sicht der Zoos wurde mit der Zeit kritischer, wenn ich vor allem die Raubtiere in kleinen Käfigen eingesperrt vorfand. Die im Jahr 2003 eröffnete Masaolahalle im Zürcher Zoo war dann für mich ein Lichtblick, wo man auch eine Patenschaft zu einem Naturschutzprojekt eingegangen ist und damit die bisherige «Menagerie» mit dem Erhaltungs- und Schutzgedanken wesentlich erweiterte.

Elefanten im Allschwiler Wald

Als ich zwölf Jahre alt war, siedelte unsere Familie vom Basler Gundeldingerquartier nach Allschwil in den «Spitzwald» im Kanton Baselland, dies nahe der Elsässergrenze. Dadurch wurde der Schulweg zum Gymnasium massgeblich länger. An der Endstation des Trams Nr. 8 beim «Allschwiler Weiher» war der letzte Teil des Schulweges über einen Stutz am Herrenweg mit über 60 Höhenmetern beim «Paradies» zu bewältigen. Bergab war dies mit dem Rad natürlich kein Problem, aber bergauf durchaus ein ansehnliches Hindernis. Darum wählte ich manchmal den Umweg durch das bewaldete Tälchen des Dorenbaches in den «Spitzwald», wo meine Mutter ein Restaurant führte. Dieser Weg war auch landschaftlich sehr attraktiv. Ein im benachbarten Basler Quartier wohnender Kollege begleitete mich öfters auf diesem Heimweg. Und da gab es eine besondere Begebenheit. Wieder einmal waren wir zu zweit mit dem Rad entlang des Dorenbaches unterwegs. Auch hier galt es auf dem Waldpfad, wenn auch weniger steil, aufwärts kräftig zu treten. Mein Blick war auf die Pedale gerichtet, bis ich plötzlich unmittelbar vor mir Elefantenbeine sah. Mich laust der Affe, es waren gar mehrere Elefanten, in die ich fast hineingefahren wäre. 1952 wurden eine Elefantendame und vier Jungelefanten aus Ostafrika nach Basel in den Zoo transportiert. Sie erhielten 1953 ein Elefantenhaus. Der langjährige Elefantenwärter W. Behrens führte seine Gruppe regelmässig vom Zoo aus in den Allschwilerwald und jeder Elefant hielt das Schwänzchen seines Vorläufers. Der Ausflug diente der Abwechslung und Bewegung und die Truppe wurde so stadtbekannt. Ich wurde allmählich mit dem Wärter und seinen Elefanten vertraut und begegnete ihnen öfters im Allschwiler Wald.

Der Tausch von Orden gegen Murmeln

Als Kind spielten wir auf Dohlendeckeln mit Murmeln. Diese mussten gezielt über die rasterartig zum Anheben der Deckel angebrachten Mulden gespielt und wie beim Billard eingelocht werden. Sie hiessen im Dialekt «Glugger», die ganz Grossen hiessen «Borbele». Die Murmel konnte man auch verspielen. Und so spielten wir halt im Gundeldinger Quartier auf den Quartierstrassen, die noch wenig von Autos frequentiert wurden.

Mein Grossvater väterlicherseits war italienischer Staatsbürger und wurde trotz seinem Wohnsitz seit Geburt in Allschwil (BL) im Ersten Weltkrieg zum italienischen Militärdienst eingezogen. Er diente an der berühmten Isonzofront. Er hatte mir nie von diesen Ereignissen erzählt. Aber er übergab mir als Kind seine vier oder fünf erhaltenen Verdienstorden. Diese wurden ihm u.a. für Kriegsverletzungen ausgehändigt. Ich entsinne mich, sie waren bronzefarbig, hatten eine Kreuzform oder waren runde Medaillen. Sie hingen jeweils an farbigen Ordenbändern. Er hatte sie mir ohne weiteren Kommentar geschenkt. Offensichtlich waren sie ihm damals nicht (mehr) wichtig. Ich betrachtete sie als Tauschgegenstände. Ich weiss, ich habe sie gegen prächtige grosse Murmeln eingetauscht. Ich wurde denn auch nie mehr nach diesen Orden befragt. Eine Abneigung gegen Orden ist mir mein Leben lang geblieben. Ich halte von diesen Vergabungen im Jahrmarkt der Eitelkeiten nicht viel.

Ein unverständlicher Religionskontakt

Nach der Rückkehr aus dem Wallis, wo mein Vater ein Kohlenbergwerk leitete und darum Dispens bekam, nicht in den italienischen Militärdienst eingezogen zu werden, wohnten wir vorerst in einem Mehrfamilienhaus an der Güterstrasse im nördlichen Gundeldingerquartier in Basel. Ich besuchte hier die nahe Primarschule Thierstein. Die 1912 gebaute katholische Heiliggeistkirche war unser direkter Nachbar, in Nebenräumen befand sich auch der Kindergarten unter der Obhut des Fräulein Weber. Wir Katholiken bekamen unseren gesonderten Religionsunterricht, wobei die römisch-katholische Kirche damals im Kanton Baselstadt noch als Verein agierte und nicht staatlich anerkannt war. Ihre «Schäflein» bildeten dazumal noch eine Minderheit, Johannes Oekolombad war hier der erste Reformator. Inzwischen hat sich dies durch Migration gar gedreht und die Katholiken bilden in Basel die Mehrheit.

In der Primarschule sass ich zwischen einem Protestanten und einem Juden und mit beiden war ich befreundet. Im Religionsunterricht wurde mir dann gesagt, dass die Juden den Herrgott umgebracht hätten und die Protestanten Abtrünnige des Glaubens seien. Meine schulischen Nachbarn mussten also schlimme Kerle sein, was ich nicht so recht einsah. Und nochmals hatte ich ein frühes Ärgernis. Wir mussten manchmal im Religionsunterricht verschiedene Gebete ab der Stange herunterraspeln und bekamen an bestimmten Tagen einen mehrtägigen Ablass für das Fegfeuer. Das zu verstehen hatte ich meine liebe Mühe. Man schickte mich von zu Hause aus am Sonntag in die Messe. Der Weg war nach dem Umzug in das eigene Haus in der Frobenstrasse weit. Bald besuchte ich stattdessen klammheimlich die gleichzeitig stattfindenden Eishockeyspiele im nahen St. Margrethenpark, wo damals Kinder keinen Eintritt bezahlen mussten. Ich meine ich hätte dies meinen Eltern nie erzählt.

Von der Vogelspinne im Bananenbüschel

An der Güterstrasse im Gundeldinger-Quartier gab es in unserer direkten Nachbarschaft einen Südfrüchteimporteur. Dort leistete sich mein Vater manchmal den Luxus, Südfrüchte in grösserer Menge einzukaufen. So brachte er einmal ein ganzes Bananenbüschel nach Hause. Die Bananen waren teils noch grün und mussten nachreifen. Beim Entfernen einzelner gelber Bananen ergab es sich dann: Oh Schreck! Im Bananenbüschel sass eine lebendige Vogelspinne. Sie war stark behaart und zumindest so gross wie eine Hand. Man sagt, das Gift der Vogelspinne sei für den Menschen ungefährlich. Aber gefährlich sieht sie dennoch aus. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, was mit der Spinne nach ihrem Entdecken geschah. Ich erinnere mich aber, dass Ähnliches später nochmals mit einer Schlange bei einer anderen Familie passiert sein soll.

DIE Elsbeere

Ab meinem zwölften Lebensjahr wohnten wir im «Spitzwald», in einem Weiler, der zu Allschwil (BL) gehört. Es ist dies ein beliebtes Naherholungsgebiet, auch für einen Spaziergang in die nahe elsässische Ortschaft Neuwiller. Als Einzelkind lebte ich dort am Waldrand einigermaßen abgeschieden, unsere einzigen bäuerlichen Nachbarkinder waren zwei Töchter und ein jüngerer Sohn. Es verging noch eine gewisse Zeit, bis ich mich auch für die Töchter interessierte bzw. sie als Gesprächspartnerinnen gewann. Mir verblieb vor allem die Entdeckung des Waldes mit seinen Pflanzen und Tieren. Der Allschwilerwald ist von Natur aus ein Eichen-Hagebuchenwald und es gibt noch viele naturnahe Partien. Er war damals noch nicht so häufig von Erholungssuchenden in Anspruch genommen. Mein Vater war damals Präsident eines lokalen Hundesportvereins und er baute das nahe Clubhaus beim Spitzwald. Hinter dem Clubhaus stand ein Hain mit starken Eichen. Dort brütete der Wiedehopf und an seiner Bruthöhle stank es fürchterlich. Unter den Eichen sammelte ich im Herbst die Steinpilze auf, wobei ich das Pilzsammeln von einem Grossonkel lernte. Ich wusste im Wald, wo die Fuchs- und Dachsbauten zu finden waren. Da gab es ein gemeinsam bewohntes grösseres Höhlensystem ganz nahe der französischen Grenze. Direkt vor unserem Haus tummelten sich die wilden Kaninchen, ich stellte dem Jagdfasan nach und fing ihn mit blossen Händen. Das war beim abendlichen Aufbaumen auf Gehölze mit Anpirschen von hinten her möglich.

So streifte ich regelmässig durch den Wald, um seine Geheimnisse zu entdecken. Unser Allschwiler Förster Ernst Werdenberg machte mich dort nahe dem Abhang zum Mühlebach auf eine starke und seltene Baumart, die Elsbeere, aufmerksam. Die Elsbeere ist das grösste Rosengewächs, verwandt mit der Vogel- und der Mehlbeere. Der kräftige Baum hatte wohl eine Höhe von mehr als 20 Metern und einen Brusthöhendurchmesser von 40 Zentimetern. Die Baumrinde ähnelt derjenigen der Eiche, die Blätter sind drei bis fünfklappig. Die Elsbeere kommt in wärmeliebenden Gegenden Mittel- und Südeuropas vor, in der Schweiz flankiert sie den Jurasüdfuss von Genf bis Schaffhausen. Ihre Früchte sind mit maximal 2 cm Grösse wie kleine Äpfel geformt. Es gibt also wenig Fruchtfleisch. Das nahe Elsass war dafür berühmt viele Früchte zu brennen. Dazu gehörte gar die Stechpalme. Bei der Elsbeere braucht es aber viel Ausgangssubstanz. So werden aus 100 Liter Elsbeer-Maische gerade einmal 2 Liter Schnaps, Alisier genannt, gewonnen. Mein Gang zur versteckten kräftigen Elsbeere war in meiner Jugend ein eigentliches Ritual. Ich meinte ich kommunizierte mit ihr. Die Verbundenheit mit starken Bäumen ist geblieben. Noch immer bin ich geneigt, jedem seinen Vornamen zu geben.

Warum ich keine Kirschen esse

Im Spitzwald betrieb meine Mutter ein Restaurant und davor lag ein grösserer eingezäunter Bongert, also ein Geviert mit Hochstämmen. Vier davon waren Kirschbäume. Die Allschwiler Kirschen waren berühmt. Sie waren relativ früh reif und gross gewachsen. Kirschenpflücken ist eine aufwändige Sache, man muss es können und Ausdauer haben. Die Kirschen mussten zum Verspeisen als Frucht mit den Stielen abgezwickelt werden. Mit der Zeit wurden die Finger klamm, auch das Stehen auf einer Leiter kann mühsam werden. Die Bäume waren zudem viele Meter hoch und die langen Leitern mussten beim Pflücken entsprechend häufig umgestellt werden. Kirschen pflücken kann auch gefährlich werden. Es galt jeweils eine starke Astgabel zu finden, um die Leiter zu platzieren. Sollte die Leiter im Geäst nachgeben, so musste dies baumeinwärts geschehen, sonst gäbe es den freien Fall. Mein Vater war kein begeisterter Kirschenpflücker, also musste ich bald ran an diese Arbeit. Ich füllte zu Beginn meinen Bauch bis ich die Kirschen nicht mehr mochte. Ich esse auch heute noch keine Kirschen.

Einen Anreiz hatte ich aber. Ich durfte bald die Kirschen, im Baselbiet «Chriesi» genannt, an eine landwirtschaftliche Genossenschaft in Allschwil für einen Franken pro Kilo verkaufen und diese Einnahme als Sackgeld behalten. Ich konnte an einem Tag mehr als hundert Kilo ernten und investierte dieses Geld in meinen «Zoo». Im eingezäunten Grundstück hielten wir viele Tierarten, z.B. Ponys, Zwerggeissen, Gänse, Enten, Hühner, Pfauen und in Volieren Goldfasanen und Wellensittiche wie auch Haustauben. Die Hühnereier verkaufte ich meiner Mutter ins Restaurant, musste aber fürs Futter selbst aufkommen.

Die Kirschbäume waren teils gegen 100jährig und starben allmählich ab und wurden so weniger. Auch von Liechtenstein aus gingen mein Schwager Rainer und ich Kirschen ernten. So brachten wir ansehnliche Mengen nach Hause. Dort wartete ein grösserer Fanclub auf die Kirschenbescherung. Es pendelte sich mit der Zeit eine grössere Erwartungsgemeinde ein, so u.a. meine Schwiegermutter Balbina und die Lindenwirtin Luzia in Triesen. Häufig kam darum die Frage wie steht es mit der Kirschenernte. Mit dem Absterben des letzten Kirschbaumes erledigte sich diese Nachfrage.

Die «unheilige» Kommunion

In der römisch-katholischen Kirche empfangen Kinder erstmals die Kommunion, wenn das sogenannte «Vernunftalter» erreicht ist. Das ist das zweite oder dritte Schuljahr. Die Kommunionfeier ist meist am «Weissen Sonntag», das ist eine Woche nach Ostern. So für mich



geschehen in der Heiliggeistkirche im Gundeldinger Quartier in Basel. Von Vernunft war meine Kommunionserinnerung allerdings nicht geprägt. Ich wurde in einen schwarzen Anzug mit weissem Hemd und kurzen Hosen eingekleidet. Beim feierlichen Einzug der Erstkommunikanten in einem Seitenportal der Kirche stellte mir ein Mit-Kommunikant vor der Treppe einen Haken, so dass ich in eine bekieste Rabatte stolperte. Ich stürzte und mein Knie war blutig geschunden. Die Kommunionskerze setzte ich als Waffe ein und sie zerbrach in der anschliessenden kurzen Auseinandersetzung. Man musste mir schliesslich einen Verband anlegen. Nach dem Kirchgang gab es das obligate individuelle Kommunion-Foto. Meine zerbrochene Kerze konnte ich an der Bruchstelle zusammenhalten, das zerschundene Knie sollte nicht sichtbar sein. So kam es zum Dreiviertel-Portrait mit einer heiligen Wut im Gesicht unter Weglassung des unteren Körperteiles. Heilig war diese Feier für mich nicht unbedingt.

Ein früher Selbstfahrversuch



Mein Vater leitete im Zweiten Weltkrieg ein Kohlebergwerk im Kanton Wallis. So kam ich in Sierre auf die Welt. Wir lebten in einer alten Mühle bei Réchy nahe eines Tobelbaches. Mein Vater besass einen Topolino. Es gibt Fotos, wo ich im Matrosenanzug mit diesem Auto abgebildet bin. Ich soll allerdings einmal allein im Auto gesessen sein. Das Auto habe sich dann in Richtung Tobel fortbewegt, in Sichtweite der Eltern und meiner damals zu Besuch weilenden Gotta Hedi aus Schaan, eine Schwester meiner Mutter. Ob ich die Handbremse lösen konnte? Ich weiss es nicht. Jedenfalls rannte man dem Auto hinterher. Es soll dann von alleine am Abgrund zum Bach gestoppt und an der Hangkante hängengeblieben sein. Das dürfte einen Schreckmoment ausgelöst haben. Ich kann es nur nacherzählen, wie ich es von meiner Gotta Hedi gehört hatte.

Mario F. Broggi, 3.11.2021

Meine «ungute» Erinnerung an die Habsburg

Ich benutze hier mit «ungut» schlechtes Deutsch. Nein, ich will damit nicht sagen, dass ich mit den Habsburgern schlechte Erfahrungen gemacht habe, aber mit der Habsburg. Dies ist zwar nicht eine Kindheitserinnerung, aber doch eine prägende Erinnerung an frühere Jahre.

Das ist das Stammschloss der Herrscherdynastie der Habsburger im Kanton Aargau. Ich sah diese Burg jüngst von der landesbekannten 800jährigen Linner-Linde aus verschwommen im Nebel. Die ersten Bauten für diese Burg gehen aufs 11. Jahrhundert zurück, 1108 ist der erste Graf von Habsburg nachgewiesen. Damit war der Aufstieg dieses Geschlechtes mit dem Erwerb von Gebieten in dieser Gegend verbunden. Hier lebten die Habsburger rund 200 Jahren bevor sie ihnen zu eng und zu wenig repräsentativ wurde.

Die Habsburg selbst liegt auf 505 müM auf einem Hügelzug des Wülpelsberges. Dieser liegt rund vier Kilometer südwestlich von Brugg, was einen Fussmarsch von 40 Minuten für einen Weg bedeutet. Und hier beginnt meine Leidens-Geschichte.

Ich absolvierte 1966 die Offiziersschule bei den Genietruppen in Brugg. Genie tönt besonders eindrucksvoll, geht aber auf das französische génie = militärisches Ingenieurwesen zurück. Die Truppengattung stellt die Beweglichkeit sicher oder das Gegenteil davon und baut Strassen, Brücken, sorgt für Sprengungen. Zur Abrundung des Forststudiums gehörte damals neben dem Hochschulstudium an der ETH Zürich eine Wählbarkeit für eine höhere Forstbeamtung mit 13monatigem

Praktikum in der Verwaltung und im Gebirge sowie die Absolvierung der Offiziersschule, in der Regel bei den Genietruppen. Die letzten beiden Dinge waren nicht obligatorisch, aber für die weitere berufliche Laufbahn wertvoll.



Die Habsburg im Nebel, gesehen von der Linner Linde

Der 100km-Leistungsmarsch mit Sack und Pack prägt seit jeher den Charakter und den Ruf der Schweizer Offiziersschulen. Im Gepäck sollte auch eine Gamelle sein, um im Verlaufe des Marsches eine Suppe entgegen zu nehmen. Die Gamelle ist die schweizerische Bezeichnung für ein Kochgeschirr. Ich liess, um etwas Gewicht einzusparen, den Unterteil der Gamelle in meinem Spind in der Kaserne Brugg zurück, weil ich diesen Teil nicht brauchte. Ein 100-Kilometer-Marsch ist nicht zu unterschätzen. Blasen an den Füssen stellen sich häufig im Verlaufe der zweiten Hälfte des Marsches ein. Der Marsch erfolgte zudem mit kaum Ruhezeiten. Die

meisten Teilnehmer sind beim Erreichen des Ziels einigermaßen angeschlagen und froh das Abenteuer hinter sich zu haben. So auch ich. Kaum angekommen wurde ich allerdings namentlich aufgerufen. Ein Adjutant teilte mir mit, ich solle den Unterteil meiner Gamelle auf der Habsburg abholen. Ganz offensichtlich hatte man meinen Spind durchsucht und diesen Unterteil der Gamelle dort gefunden. Ich meine es war weit nach Mitternacht als ich den Weg zur Habsburg mit insgesamt acht Kilometer hin und zurück und mit 150 Höhenmetern unter die Füsse zu nehmen hatte. Ich wurde dabei auf der Habsburg kontrolliert, ob ich das Gerät dort abholte. Ich absolvierte also keinen 100 km-Marsch, sondern mit Zugabe einer mit 108 Kilometer. Auch die 150 Höhenmeter hatten es in sich. Diese Via dolorosa kam mir Angesichts der Habsburg wieder in den Sinn.

Mario F. Broggi, 11.11.2021

Was ist meine erste Erinnerung ans Meer?



Dies fragte am 6.8.23 der «Sonntags-Blick» seine Leser. Wir sind ja weitab vom Meer und einige Leute werden es im Verlaufe ihres Lebens nie gesehen haben. Man sagt in Liechtenstein, dass so mancher Triesenberger noch nie nach Schellenberg im kleinen Land kam, auch nicht an den Bodensee, unser Schwäbisches Meer.

Ich schaffte es als etwa 10-Jähriger, also um 1955 mit den Eltern in den Ferien ans Meer. Wir hatten damals ein gelbes Chevrolet-Cabriolet. Mein Vater fuhr es viele Jahre und absolvierte rund 250'000 Kilometer mit ihm. Der später ausgebaute Motor fuhr dann in einem Traktor weiter.

Unser Ziel war damals Rimini an der Adria. Wir waren in einer kleinen Pension untergebracht. Der Strand lag wenige hundert Meter entfernt. Es gab damals schon Liegenstühle in verschiedenen Reihen, die man am Strand inkl. Sonnenschirm

bei einem Bademeister mietete. «Sünnele» am Strand war für mich langweilig. Ich weiss noch, dass wir bei unserem Rimini-Aufenthalt das nahe San Marino in den Hügeln besuchten, ebenso Ravenna mit seinen «Altertümern». Ans Meer kann ich mich noch gut erinnern. Ich fand dort jeweils am Morgen angeschwemmte Muscheln, die ich eifrig einsammelte und nach Hause brachte. Ob ich schon schwimmen konnte, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls war die Wassertiefe an diesem Badestrand lange flach, man konnte weit hineingehen. Ich erinnere mich auch noch, dass ich dort mit dem Vater mit einem Pedalo unterwegs war. Unbesehen des jeweiligen Wetters rief der Bootsvermieter lauthals «Il mare è comme di olio», auch wenn es stark windete und die Wellen bereits hoch wogten. Es waren dies meine letzten Adria-Ferien. Beim späteren Vorbeifahren bei Jesolo, auch an der Adria, sah ich die Liegestuhlreihen mehrfach ausgedehnt, wofür ich mich nicht begeistern könnte.

Mario F. Broggi, 8.8.2023